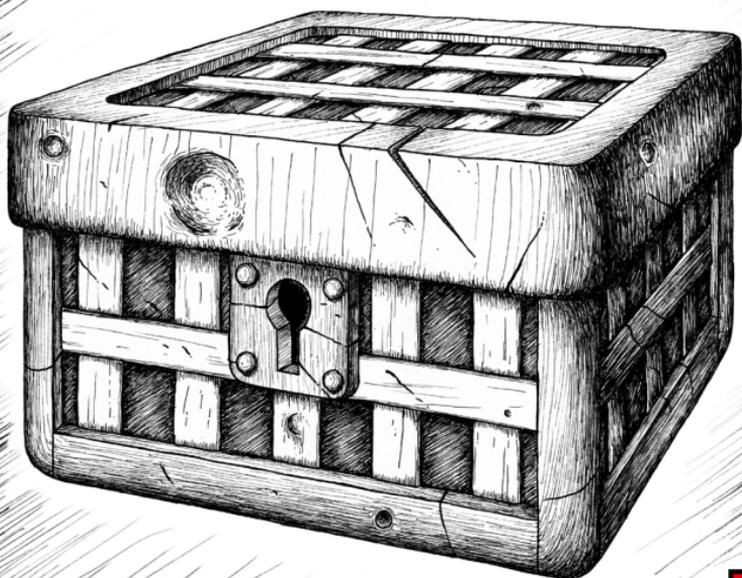


Maximilian Wust
LAND
DER VERLORENEN
DINGE



Nelles
Verlag



Maximilian Wust

Land der verlorenen Dinge
Ein philosophisches Märchen

Ausgabe 2016

ISBN 978-3-86574-556-9

© **Nelles® Verlag GmbH**

Machtlfinger Straße 26 / Rgb.

D-81379 München

www.nelles-verlag.de

Lektorat:

Sylvi Schlichter

Covergestaltung und Illustration:

Maximilian Wust

www.maxmalt.de



Inhaltsverzeichnis

Impressum	Seite 2
Karte: Königreich Ry	Seite 6
Prolog.....	Seite 7
1. Kapitel: Den Vater.....	Seite 12
2. Kapitel: Hingabe	Seite 48
3. Kapitel: Das Leben als Sinn.....	Seite 75
4. Kapitel: Leidenschaft.....	Seite 124
5. Kapitel: Seine Maske	Seite 131
6. Kapitel: Träume.....	Seite 168
7. Kapitel: Interesse	Seite 207
8. Kapitel: Antworten.....	Seite 208
9. Kapitel: Richtig und Falsch	Seite 261
10. Kapitel: Die wahre Liebe	Seite 326
11. Kapitel: Die Unschuld.....	Seite 340
12. Kapitel: Das Glück.....	Seite 368
13. Kapitel: Sich selbst	Seite 377
14. Kapitel: Alles Menschliche.....	Seite 396
15. Kapitel: Zu fühlen.....	Seite 412
Epilog.....	Seite 440
Karte: Land der verlorenen Dinge	Seite 444
Personenliste	Seite 442
Danksagung	Seite 447



Der Roman

Ry, nach dem Bürgerkrieg: Als sein Vater, ein skrupelloser Kaufmann, an Cholera stirbt, kehrt der junge Joschua in seine Heimat zurück, um der Pflicht entsprechend persönlich an der Testamentsverlesung teilzunehmen. Vater und Sohn trennten sich zuvor im Streit. Umso mehr erstaunt es Joschua, dass ihm der wertvollste Besitz des Vaters, eine Schatulle mit unbekanntem Inhalt, anvertraut wird. Jeder Versuch, sie zu öffnen, schlägt jedoch fehl: Von dem Schlüssel fehlt jede Spur, ein Schlosser und sogar ein Schmied scheitern an dem scheinbar unzerstörbaren Kästchen.

Da erfährt sein neuer Besitzer vom Land der verlorenen Dinge, einer mythischen Welt hinter der Welt, in der sich alle von Menschen verlorenen Besitztümer sammeln sollen – darunter auch der verlorene Schlüssel. Für Joschua ist dies ein willkommener Anlass, noch einmal auf Wanderschaft zu gehen und sich der Verantwortung als Kaufmannserbe zu entziehen.

Eine philosophische Reise beginnt ...



Der Autor

Maximilian Wust (geboren 1983) ist selbstständiger Grafiker, Illustrator, Werbetexter und Redakteur ... und glaubt nicht an ein Leben vor dem Kaffee. Seine Freizeit verbringt er mit Videospiele, Tagträumen, vor den Biografien längst verstorbener Persönlichkeiten oder damit, zu schreiben. Unter anderem Romane. So wie diesen hier.

Das «Land der verlorenen Dinge», ein psychologisches Coming-To-Age-Märchen vor pseudo-historischem Hintergrund (um das Genre genau zu definieren), wartete seit 2005 auf eine Chance, als Roman zu erscheinen. Die es jetzt bekam. Ehrlich, deshalb hast du jetzt auch dieses Buch in der Hand.

Maximilians Blog, einige Kurzgeschichten und andere Arbeiten findet man unter www.maxmalt.de.

Königreich Ry



Prolog

«LASS‘ MICH DIR zuerst eine Geschichte vom Verlieren erzählen.

Meine Mutter war eine vorsichtige Frau, was ich ihr nicht verdenken kann. Als sie einmal zum Markt ging, brach jemand in unser Haus ein und stahl alles, was sie ihr Leben lang erspart hatte. Das veränderte sie. Nicht nur, dass sie danach in jedem Dielenknarren einen Einbrecher hörte, sie ließ auch den Alkoven dort drüben mit einer besonders schweren Tür ausstatten und zu einem Tresor für alles Wertvolle und Wichtige umfunktionieren. Den einzigen Schlüssel trug sie in einer versteckten Tasche in ihrer Schürze.

Selbstverständlich war unsere kleine Schatzkammer, die Tür der alten Amme, bald in aller Munde. Die meisten vermuteten dahinter natürlich Geld. Andere glaubten darin den Leichnam meines Vaters verborgen, heidnisches Zauberzeug oder ein haariges Kind, mit schwarzem Fell und Ziegenhörnern, das wir in der Kammer vor der Welt versteckten. Mein Lieblingsgerücht war und ist aber immer noch das verfluchte Buch: Meine Mutter hielt hinter der Tür ein verhextes Buch verborgen, das jeden, der es aufschlägt, augenblicklich in eine Frau verwandelt. Deshalb hätte sie nur Töchter ... und die Schwester, die mit ihr unter einem Dach lebte, sei in Wahrheit ihr im Krieg verschollener Ehemann! Im Nachhinein frage ich mich, wie viel jemand getrunken haben muss, der beim Anblick einer verschlossenen Tür auf solche Ideen kommt.

In Wirklichkeit verbargen sich dahinter bloß ein paar Pfennige, eine silberne Gabel und etwas Leder. Indem meine Mutter alles von Wert wegspernte, konnte sie unbeschwert schlafen.

Doch eines Tages geschah es: Meine Schwester brauchte neue Schuhe, also holte meine Mutter unser Ersparnis aus dem Tresor. Kaum hatte sie die Tür wieder abgesperrt, fiel ihr der Schlüssel aus der Hand und war fort. Er hüpfte einmal über den Boden – *kling!* –, dann war es, als hätte es ihn nie gegeben.

Natürlich suchten wir den ganzen Tag danach, unter den Möbeln, in den Ecken, meine Kinderhändchen tasteten sich unter die Kommoden. Mein Onkel brach sogar die Dielen auf und ließ mich in den Unterboden kriechen, aber der Schlüssel tauchte nicht mehr auf. Der Tresor meiner Mutter blieb bis heute verschlossen.

So etwas, wenn auch nicht ganz so drastisch, ist uns allen doch schon passiert. Jeder hat schon einmal etwas verloren. Ein Schlüssel, eine Münze, ein Werkzeug oder ein Strumpf – etwas fällt aus der Hand, man lässt es liegen oder weiß ganz sicher, dass man es in diese Tasche oder jene Schublade gesteckt hat und trotzdem scheint es unauffindbar verschwunden.

Eben da gibt es dieses Märchen: Was wäre, wenn sich all diese Dinge in einem eigenen Reich sammeln, in einem Land der verlorenen Dinge? Ich stelle mir riesige Berge aus Löffeln vor, neben einem Ozean aus Strümpfen und Flüssen aus Geldstücken. Und um nun diese Geschichte endlich in deine Richtung zu spinnen: Hat man etwas Wichtiges, etwas wirklich Wichtiges verloren, wie

du, so liegt es doch auf der Hand, es in diesem Land zu suchen.»

Damit beendete die Hebamme ihre Geschichte und lächelte.

Was für ein Schwachsinn! Joschua starrte die Hebamme zuerst einfach nur an, bevor er es endlich wagte, wütend zu schnauben. Die dunkle, nach Knoblauch und alter Frau stinkende Hütte raubte ihm fast die Sinne. Ihre einzige Bewohnerin, diese seltsame Alte, und ihr nutzloses Gerede taten den Rest.

«Das ist nicht die Antwort, die ich erwartet habe», erwiderte Joschua kalt.

«Aber die Antwort, die du brauchst.»

Er zögerte, um schließlich zu nicken. «Ich sollte nun allmählich zurück.»

«Natürlich», erwiderte sie weiterhin lächelnd, offensichtlich die Ausrede durchschauend.

«Vermögensverhältnisse müssen abgeklärt werden; mein Bruder wünscht sicherlich, noch meine Hochzeit zu besprechen, außerdem habe ich noch ...»

«Ich halte dich nicht auf.»

Joschua seufzte. «Warum hast du mir dieses Märchen erzählt?»

«Ich wollte dir damit einen Vorwand liefern.»

«Wofür?»

«Um zu gehen. Das willst du doch: Gehen.»

Sah man ihm das so sehr an? «Und was soll mir diese Ausrede nützen?», fragte er gleich darauf. «Dass mich Othas für verrückt hält und mich von allen Verpflichtungen entbindet?»

Die Amme kicherte. «Doch nicht für ihn. Für dich! Es gibt wohl kaum einen besseren Grund für eine Reise als die Suche nach dem Land der verlorenen Dinge. Zieh los, genieße deine Jugend, erlebe noch ein paar Abenteuer und finde denjenigen, den du schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen hast: dich! Jetzt, wo der Alptraum deiner Kindheit endgültig vorbei ist, hast du dir vermutlich so einiges zu erzählen ...»

Joschua zögerte. So wirt die alte Hebamme eben noch vor sich hin erzählt hatte – eine Wanderschaft wäre tatsächlich besser als eine arrangierte Hochzeit im Süden. Und eine Ausrede würde sich schon finden, überlegte er und bemerkte erst danach, dass er diesen Gedanken laut ausgesprochen hatte. «Ich könnte schon morgen aufbrechen», fügte er genauso gedankenverloren hinzu.

«Könntest?»

«Ich werde.»

«Warum erst morgen?»

«Oder heute.»

Die Alte lächelte zufrieden.

Damit war es entschieden! Zögerlich richtete sich Joschua auf und zog seine Kleidung zurecht. «Eine Frage hätte ich noch: Warum hast du den Wandschrank deiner Mutter nie aufbrechen lassen?»

«Wozu? Alles Geld hat sie ja damals herausgeholt und die Silbergabel und ein bisschen vermodertes Leder sind die Mühe nicht wert. So gebe ich den Leuten wenigstens etwas, worüber sie

tratschen können. Am Stammtisch und an den Waschschüsseln gibt es ja bekanntlich nichts Schöneres als ein Geheimnis.»

Joschua zögerte, zuckte mit den Schultern und ging, ohne sich zu verabschieden.

1. Kapitel: Den Vater

EIN WALL AUS dunklen Wolken überrollte das Land. Nasskalter Wind und dieser unverkennbare Geruch kündigten einen Regenschauer an, der wahrscheinlich die ganze Nacht anhalten würde. Trotzdem gab es keinen Grund zur Eile – Joschua würde Hildebrück in spätestens einer Stunde erreichen, lange vor dem drohenden Wolkenbruch.

Seit seiner Abreise damals schien sich hier im Vorland alles zum Schlechteren geändert zu haben: Die Bauernhöfe waren leer und verlassen, die Felder verwildert und kaum noch als solche zu erkennen. Früher hatte sich hier ein Teppich aus grünem Hopfen, braunem Hafer und gelbem Rübsen über die Ebene erstreckt, dazwischen Vogelscheuchen, Bauern und spielende Kinder. Nun war alles fort. Lediglich morsche Zäune und vom Moos verschlungene Hausfassaden erinnerten an bessere Zeiten, die endgültig vergangen waren. Das Ry, in dem Joschua aufgewachsen war, gab es nicht mehr.

Am Anfang des Niedergangs standen die Empiriker. Niemand konnte wirklich sagen, woher sie auf einmal gekommen waren, die Mediziner, Ingenieure, Physiker, Astronomen und Philosophen. Nach einer langen Zeit des Friedens entwickelte sich noch vor Joschuas Geburt eine Kaste von Gelehrten, die die Wahrheit der Welt in der Beweisbarkeit suchte: Wenn jemand behauptete, er könne eine Krankheit heilen oder einen besonders harten Stahl schmelzen, musste er es vor einem Gremium aus Experten beweisen. Wer er-

folgreich war, wurde gefördert, was zunächst auch wunderbar funktionierte: In den Universitäten, den neuen Tempeln der Empiriker, entwickelte man aus dem Urin schwangerer Frauen eine Salbe gegen Wundbrand, die so einige Gliedmaßen vor der Amputation rettete; für die Generäle spannte man die Armbrust, eine Art selbstschießenden Maschinenbogen, der mühelos jeden Plattenpanzer durchdrang; und für die Eisenhütten konstruierte man einen neuen Hochofen, der die Arbeit nicht nur sicherer, sondern auch ergiebiger machte – und das waren nur einige ihrer zahlreichen Errungenschaften. Ry stand bald am Rande eines goldenen Zeitalters.

Als der Erfolg den Empirikern mehr und mehr Recht gab, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie das alteingesessene Wahrheitsmonopol der Kirche hinterfragten. Diese musste sich zum ersten Mal beweisen. Können denn die Heiligen wirklich Tote wiedererwecken, wenn man nur fest genug zu ihnen betet?, fragten die Empiriker im klagenden Ton. Können sie Krankheiten heilen, sündige Städte verbrennen und all diese wundersamen Dinge tun, die man in den Kirchen verspricht? Es kam alsbald zum Konflikt.

Zuerst waren es nur lautstarke Debatten hoher Herren in dunklen Hallen oder hitzige Stammtischdiskussionen in den Tavernen. Die Empiriker bezeichneten die Priester als Lügner und warfen ihnen Verblendung zu Gunsten des Machterhalts vor. Die Priester erwiderten das mit der Anschuldigung der Ketzerei und der Käuflichkeit: Der Empirismus wäre vor allem dem geneigt, der am besten bezahle.

Vor elf Jahren, als der Winter zu Ende ging und die ersten Schneeglöckchen blühten, geriet der Streit schließlich außer Kontrolle. Ein Empiriker wurde zu Tode geprügelt, bald darauf brannte die erste Kirche und wenig später ein Labor. Die Priester verboten die empirische Forschung und exkommunizierten jeden, der den Empirikern nahestand. Andersherum wiegelten die Wissenschaftler das Volk gegen die Unterdrückung der Kirche auf. Als beide Seiten alle Flüche und Beleidigungen ausgesprochen hatten, wandten sie sich an die Fürsten und Machthabenden.

Damit begann der Bürgerkrieg.

Dörfer wurden geplündert, Städte brannten, Tausende flohen oder verschwanden in den Wirren der Kämpfe, die bald das ganze Land erfassten. Ry verfiel ins Chaos. Wer nicht in den Schlachten starb, verendete am Hunger oder an den Seuchen, die das Reich mit unfassbarer Härte heimsuchten. Sogar der König selbst konnte nur hilflos zusehen, wie sich sein Staat über den Sommer in eine schwelende Ruinenlandschaft verwandelte ... und das alles nur um die Frage, ob die Heiligen beweisbar seien.

Im Herbst erkannte schließlich eine dritte Macht ihre Chance: Wie schon so oft, wenn sich zivile Bünde und kleine Fürsten streiten und ihre Gefechtlein austragen, gibt es noch jemanden, der Krieg nur allzu gern zum eigenen Vorteil nutzt: die Generäle. Joschuas Vater bezeichnete sie treffend als bösertige Hunde – wer sie zu kontrollieren weiß, kann seine Feinde zerfetzen lassen und sie werden es ihm mit Treue danken. Aber wehe dem, der ihnen zu viel

Freiheit gewährt. Starke Hunde erkennen den Zeitpunkt, wenn sie die Führung des Rudels übernehmen können.

So kam es auch in Ry. Die Generäle sammelten unter der eisernen Führung von Großherzog Fereln III. von den Mardunen und überrollten ein Fürstentum nach dem anderen. In einem nur zwei Monate andauernden, aber entsetzlich blutigen Feldzug wurde die Ordnung wiederhergestellt. Religion und Empirismus wurden in ihre Schranken verwiesen. Sie durften nebeneinander existieren, aber niemals den anderen hinterfragen – darauf stand für Gelehrte wie Priester kurzerhand der Tod durch Enthauptung.

Als dies mit zahllosen Hinrichtungen deutlich gemacht worden war, griff der Mardune nach der Krone. Der unfähige König und seine Familie wurden aus ihren Gemächern gezerrt und auf dem erstbesten Schafott geköpft, genauso wie einige Fürsten, Hunderte erbberechtigte Nachkommen und noch einmal so viele Ritter. Wer sich dem Mardunen und seinem Herrschaftsanspruch in den Weg stellte, starb oder verschwand, mitsamt der ganzen Familie. Ein blutiger Krieg fand sein genauso blutiges Ende.

Damals war Joshua acht Jahre alt gewesen und hätte seine Jungweihe erhalten, wären nicht alle Priester aus seiner empirikertreuen Heimat verjagt worden.

Das Volk war natürlich zuerst dankbar und glücklich, dass nun endlich wieder so etwas wie Normalität einkehren würde, bis ihm klar wurde, dass man den Krieg der Wahrheiten gegen die Herrschaft der Soldaten getauscht hatte. Der neue Adel bestand aus

Generälen und Kriegern, die das ganze Land und seine Bewohner als ihren Sold sahen, aber nichts davon wussten, wie man ein Reich verwaltet. Als dann auch noch der Winter kam und die Kornspeicher leer waren, stand Ry am Abgrund. Tausende sollten den Frühling nicht mehr erleben.

Bis zum nächsten Sommer hatten der Bürgerkrieg und die Hungersnot danach, die Krankheiten, die Willkür der Soldaten und der immer noch nicht gelöste Konflikt zwischen Kirche und Empirikern die Menschen mürrisch, misstrauisch und verdrossen gemacht. Als hätte man ihnen die Freude aus dem Leib geprügelt. Heute, genau zehn Jahre nach Kriegsende, sprach man sogar im Ausland von der typischen Miesepetrigkeit der Ryer.

Das war das Ry, in das Joshua nun nach vier Jahren im Süden zurückkehrte: noch düsterer, als er es in Erinnerung hatte. Verwüstete und verlassene Landstriche erzählten deutlich von den Wunden, die erst in Generationen geheilt sein würden.

Hildebrück, Joschuas Geburtsstadt, war vom Krieg verschont geblieben.

Eine sternenlose Nacht brach herein, da erreichte er den See, an dem er sein halbes Leben verbracht hatte. An dessen Ostseite glühten die Lichtpunkte der kleinen Stadt genauso hell und zahlreich wie schon immer.

Joshua erkannte das Postgasthaus und den Pferdehof von Alexandras Vater. Beide waren unverändert. Sogar das *Stadttor* –

zwei Balken, die einen dritten trugen – schien nur ein paar mehr Flechten angesetzt zu haben. Es gab auf den ersten Blick kein einziges neues Haus oder neues Geschäft. Als wäre die Zeit einfach stehengeblieben.

Am Marktplatz stand selbstverständlich immer noch die vom Regen zerfressene Statue und sie würde auch noch in vielen Hundert Jahren dort stehen: Sie zeigte Antonius den Gütigen, hoch zu Ross, das Schwert drohend nach vorn gestreckt, wie er damals die Stadt vor über einem Jahrhundert befreit hatte, sprich: einfiel, brandschatzte und den Überlebenden danach erklärte, sie von einem Despoten erlöst zu haben. Das Denkmal, das man ihm zu Ehren fast freiwillig errichtet hatte – dafür hatte er nur mit noch mehr Gewalt drohen müssen –, hatte sich in Joschuas Abwesenheit überhaupt nicht verändert.

Was auch auf ihn zutraf: Trotz der Jahre in Kailano, unter Fremden und neuen Freunden, Seereisenden vom anderen Ende der Welt, anderen Bräuchen und ausländischem Essen, war Joshua derselbe geblieben – mit allen Stärken und Schwächen. Das gab ihm zu denken, als er auf das andere Ende der Stadt zuritt, zu dem Hof, an dem er seine Kindheit verbracht hatte.

Dieser war einmal eine Brauerei gewesen, bis die Stadt um sie herumwuchs und sich am Gestank störte. Die Brauerei zog daraufhin nach Hismer, einem kleinen Dorf in der Ebene, und überließ das Gebäude Joschuas Großvater, der es zum Zentrum seiner Geschäfte

umfunktionierte. Heute erinnerte der Hof wegen der Mauer, die sich in einem Viereck um das Gelände zog, an die Miniatur einer Festung. Neben dem Holztor stand sogar ein Wachturm. Wozu eine Brauerei solche Wehranlagen gebraucht hatte, konnte sich niemand erklären. Nicht einmal die ehemaligen Brauereibesitzer selbst.

Hinter dem Wall baute sich das riesige Haupthaus auf, in dem die Familie und die Leibdiener wohnten. Rote Wände signalisierten jedem Besucher sofort, dass es hier Reichtum gab, was durch eine üppig verzierte Fassade und ein prunkvolles Eingangsportal noch einmal mit aller Wucht bestätigt wurde. Hinter jedem der selbstverständlich verglasten Fenster glühte das klare Licht von Öllampen, was Betrachtern deutlich machen sollte: In diesem Haus gab es soviel Öl, dass man sogar die Zimmer der Diener beleuchten konnte.

Vermutlich bereitete Joshuas Familie gerade die letzten Schritte für die baldige Testamentverlesung vor oder feierte endlich ihr neues Vermögen, jetzt wo Vaters gierige Hände endlich erstarrt waren

Joshua hielt vor dem Tor am Fuß des Turms und schlug mit dem Türring viermal gegen das Holz, so gewohnt gekonnt, als wäre er nur eine Woche oder einen Abend fortgewesen.

Die Pförtnerin, die ihm so spät noch aufmachte, war ebenfalls dieselbe wie damals: Sie hieß Krista, diente schon immer als Magd der Familie und war mit ihren weit auseinanderstehenden Augen, den Zahnlücken und der fleckigen Haut eine der unansehnlichsten Frauen, die Joshua kannte. Für diesen Gedanken hasste er sich –

Krista hatte ihn immer freundlich und zuvorkommend behandelt, ganz gleich, wie oft er sie wegen ihres Aussehens drangsalierte. Und das hatte er oft getan, durch ihre gesamte gemeinsame Kindheit hindurch.

Sie begrüßte ihn wie ein treuer Hund, umarmte ihn leidenschaftlich, gab ihm einen Kuss auf die Wange und stellte so viele Fragen, wie ihr nur einfielen, ohne dass er auch nur auf eine davon reagieren konnte. Sie hätte Joschua darunter begraben, hätte er ihr nicht versprochen, morgen jede einzelne zu beantworten. Jetzt wollte er zunächst einmal ankommen. Also bekam er einen zweiten, diesmal fordernden Kuss und eine gute Nacht gewünscht, bevor ihm Krista den Hengst abnahm und zum Stall brachte.

Sie liebte ihn. Das hatte sie schon immer getan. Sogar schon als junges Mädchen, was sie ihm, so oft sie konnte, mit Blumen, Süßigkeiten oder anderen kleinen Geschenken bewies. Als sie beide jugendlich und neugierig wurden, beichtete sie ihm mehrfach ihre Liebe, jedoch stets so flüchtig, leise und schüchtern, dass er jedes Mal so tun konnte, als hätte er sie nicht verstanden oder als hätte sie nur einen Witz gemacht. Er hatte ihre Gefühle niemals erwidert. Dazu war sie ihm zu hässlich und zu dumm, bemerkte Joschua nun erneut und verachtete sich dafür nur noch mehr. Krista hatte es als einzige Bewohnerin dieses verfluchten Hofes verdient, glücklich zu sein.

Joschua schüttelte den Gedanken ab, marschierte zur Pforte am Haupthaus und hielt inne. Dahinter würde ihn seine Familie

erwarten, ganz besonders Othas und Clara und ihr Repertoire an furchtbaren Eigenschaften. Bevor sich er ihnen stellte, benötigte er einen Moment. Angespannt lehnte er sich gegen die kalte Mauer neben der Tür. Kälte. Sie erwartete ihn auch hinter diesen Wänden. Schließlich hatte es hier nie etwas anderes gegeben.

Joshuas erste Erinnerungen waren Geschrei. Die Mutter schrie, der Vater brüllte, dann weinte sie und er schlug eine Tür so heftig zu, dass man es im ganzen Haus donnern hörte. Dieses Ritual wiederholten sie beinahe jeden Tag.

Wenn sie ausnahmsweise nicht schrien, ging der Vater jeden Abend auf seine Jagd. Er marschierte durch die Flure, bis er auf einen Diener, oder noch besser, ein Familienmitglied traf, um es zu erniedrigen: Seine Kinder wären dumm und faul, seine Frau einfältig und langweilig, die Diener unfähig und sowieso jeder und alles ein reiner Charakterfehler. Er brüllte sogar den Hund an, weil dieser lieber vor dem Kamin schlief, als draußen den Hof zu bewachen.

Joshua verstand früh, dass man es dem Vater niemals Recht machen konnte: Wenn er im Hof spielte, verschwendete er seine Zeit. Wenn er Bücher las und die unsägliche Altsprache der Priester lernte, war er ein nutzloser Stubenhocker, und wenn er sich mit Rechnungswesen beschäftigte, nur um dem Vater zu gefallen, machte er zu viele Fehler und wurde nur noch heftiger kritisiert. Der Vater fand immer etwas zu beanstanden. Meist beschimpfte er nur, manchmal brüllte er und in besonders schlimmen Zeiten prü-

gelte er sich durchs ganze Haus, von den Kindern über die Diener bis zum Hund.

Sogar außerhalb seines Guts wurde er für seine Streifzüge berühmt, bei denen er die Händler beschimpfte oder auf den Priester losging. Dieser war sowieso sein liebstes Opfer, weil er, so der Vater, ein Nichtsnutz sei, der davon lebte, willenslos Trotteln die immer gleichen Sätze herunterzubeten und Weibern die Tränen zu trocknen.

Weibern wie Joschuas Mutter, die ihren grausamen Mann eines Tages nicht mehr ertragen konnte. Joschua war zehn Jahre alt, Ry litt noch unter den Folgen des Bürgerkriegs, da ging die Mutter auf den Markt und kam nicht wieder. Am Abend fiel auf, dass sie nicht zurückgekommen war. Nach einer Woche verstanden alle, dass sie es auch nicht mehr tun würde. Niemand hatte sie gesehen oder wusste, wohin sie gegangen war, weder der Pfarrer noch ihre Verwandten in Korbiniansberg oder sonstwo.

Der Vater verfluchte sie fortan, wann er nur konnte und stellte sich laut vor, wie sie als Wanderhure von einer Gruppe Söldner vergewaltigt wurde oder wie man sie einiger Münzen wegen meuchelte und im Straßengraben liegen ließ, wo dann die Raben in ihrem Fleisch pickten und die Fliegen Eier in die Augen legten. Sie würde schon wiederkommen, hatte er immer prophezeit, spätestens wenn sie des Lebens in Armut überdrüssig sei, diese untreue Hure von einer Ehegattin. Aber so viel der Vater auch fluchte und zeterte, sie blieb fort. Und anstatt daraus zu lernen, wurde er nur noch abscheulicher.

Vor vier Jahren war dann auch Joschua schließlich gegangen – oder besser: entkommen. Zuvor hatte er für den Vater schon länger als Bote und Unterhändler gearbeitet, zuerst nur selten, später wann er nur konnte. Seine Geschwister begannen es zu schätzen, dass er sich stets freiwillig meldete, um Wochen und Monate auf den Straßen zu verbringen, bis er dann eines Tages, nach einem erfüllten Auftrag, einfach fortblieb.

Erst dort im Exil, zwei Königreiche weiter im Süden, verstand er, dass der Vater nicht einfach böse, sondern über alle Maßen unglücklich war – was ihn aber nicht weniger hassenswert machte.

In diesem Moment schlug ein Regentropfen zwischen Joschuas Füßen ein und riss ihn aus den Erinnerungen. Ein heftiger Platzregen folgte. Ganz wie erwartet.

Joschua trat ein.

Auch im Haupthaus hatte sich fast nichts verändert. Jeder Teppich lag an seiner Stelle, jede Lampe hing an ihrem Platz, ja sogar die morsche Diele am anderen Ende des Ganges schien immer noch nicht ausgetauscht worden zu sein. Auch das schwarzbraune Wappenschild aus dem Belletungeraufstand war noch an dieselbe Wand genagelt, obwohl es nach wie vor als Hochverrat galt, sich zu den Aufständischen zu bekennen.

Joschua wollte sich auf sein Zimmer schleichen, das bestimmt noch niemand anderes bewohnte, und seine Geschwister selbst herausfinden lassen, dass er wieder da sei, da erschien Clara, seine

älteste Schwester, gemeinsam mit ihrem Mann aus einer der Türen. Die dürre Frau mit den gemeißelten Gesichtszügen und ihr blasser, stets desinteressierter Mann, beide in schwarzer Trauerkleidung, musterten ihn abfällig.

«Sagt mir, lieber Gatte», fragte sie. «Hat man uns nicht erzählt, dass da Wölfe im Süden lauern?»

Der Mann spielte mit. «Aber ja, Liebste. Sehr große und gefährliche Bestien.»

Worauf sie die Stirn runzelte. «Nun, dann sind diese aber nicht mehr das, was sie einmal waren, wenn sie es nicht einmal schaffen, einen einzelnen, unbewaffneten Laufburschen und sein Pferd zu fressen.»

«Ach, geliebte Schwester», erwiderte Joschua, so freundlich er nur konnte und verneigte sich. «Ich freue mich, dass Ihr schon so früh die Zeit fandet, aus Eurem Sarg zu steigen. Habt Ihr denn schon eine Jungfrau gefressen oder wie kommt es, dass Ihr heute so kräftig aussieht?»

Ihr Ehemann rümpfte die Nase. «Ihr hattet Recht, liebste Gattin, er ist sehr dreist. Wir sollten nun wieder zu den Gästen.»

«Geht nur voraus.»

Was der Gatte auch sofort tat, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Joschua und seine Schwester bäugten sich misstrauisch. Ohne jegliche geheuchelte Höflichkeit erklärte er: «Ich möchte genauso wenig hier sein, wie du mich hier haben willst. Da sind wir einer Meinung. Schaffen wir also diese ein, zwei Tage ohne Streit?»

«Folge mir», sagte Clara in dem Ton, in dem sie schon immer mit ihm gesprochen hatte: nicht als Befehl, sondern als eine Tatsache, an der es nichts mehr zu rütteln gab.

Sie führte ihn in die große, aber verlassene Küche, vorbei an einem Schlachtfeld aus schmutzigen Töpfen und Geschirr, das der Totenschmaus dort hinterlassen hatte, und zu dem Tisch, an dem die Bediensteten sonst ihre Mahlzeiten einnahmen. Mit tödlicher Effizienz – anders konnte man Claras Art nicht beschreiben – zauberte seine Schwester zwei Becher aus einem Regal, eine Flasche Rotwein aus einem anderen und setzte ihrem Bruder fast zeitgleich einen Teller Flusskrebse vor. Was Joshua erstaunte. Flusskrebse waren in ganz Ry fast ausgestorben. Sie nur zur servieren, auch wenn man sie aus dem Ausland gekauft hatte, wurde ähnlich der Wilderei bestraft.

«Du warst lange fort», bemerkte seine Schwester und schenkte den Wein ein.

«Lange genug?»

«Das kann ich nicht sagen. Es ist nur irgendwie faszinierend: eine dieser Geschichten, in denen der Sohn durch den Tod des Vaters an den Ort seines Leids zurückkehrt. Wie in den Dramen, die ich früher oft gelesen habe.»

«Ja, aber in diesen Dramen bleibt der Sohn, überwindet seinen Schmerz und löst dabei oft auch noch ein Rätsel um seine Vergangenheit. Ich werde allerdings sobald wie möglich wieder gehen. Wann ist die Testamentsverlesung?»

Clara seufzte. «Jetzt, wo du zurück bist, morgen. Othas will sobald wie möglich erben.» – Othas war der Älteste der Geschwister und schon lange zum nächsten Familienoberhaupt bestimmt worden. Joschua hatte seine Kindheit über zu ihm aufgesehen, bis er ihn schließlich genauso zu hassen verstand wie den Vater. «Mein lieber Gatte wird ihm schon von deiner Ankunft erzählt haben und er spricht wahrscheinlich jetzt gerade mit dem Notar, der heute auch zu unseren Gästen zählt.»

«Von mir aus können wir noch heute Nacht das Testament verlesen lassen. Aber warum der Wein? Du hast mir doch oft genug deutlich gemacht, dass ich kaum das Brot wert bin, das wir an die Pferde verfüttern.»

«Deine Bemerkung zuvor hatte etwas unangenehm Wahres: Ich lebe in einem Sarg. Wir alle hier tun das. In einem Sarg, den unser Herr Vater mit Mühe gezimmert hat und den Othas mit dem gleichen Eifer weiter ausstatten wird. Also wollte ich mal ein paar Worte von jemandem hören, der nicht auf einem Friedhof schläft. Was macht das Leben außerhalb? Wie geht es unserem Partner im Süden?»

«Sehr gut, dank Vaters sehr präzisen Anweisungen. Am Meer zu leben ist sehr angenehm.»

«Auch wenn du nur Stellvertreter bist, der die Briefe eines anderen schreibt und die Rechnungen prüft?»

Joschua zuckte mit den Schultern. «Zu mehr tauge ich doch auch nicht. Oder wie Vater sagte: *Bist du wirklich mein Sohn*

oder vielleicht doch nur der Bastard eines Hausierers? In mir erregst du zum Glück solches Mitleid, dass ich es nicht einmal fertigbringe, dich zu enterben!», ahmte er den Vater besser nach, als ihm lieb war.

«Ja, er hatte schon immer eine sehr theatralische Art seine Meinung mitzuteilen. Warum hast du die Sdortis-Tochter nicht mitgebracht? Luana heißt sie doch, nicht wahr? Ich hätte zu gern erlebt, wie sie sich mit Giftspritzen aus allen Richtungen schlägt, wenn du sie uns dann vorgestellt hättest.»

«Wie kommt dein Mann damit zurecht?»

«Oh, damit man vom Giftspritzen verletzt werden kann, braucht man so etwas wie eine Persönlichkeit», gab Clara knapp zurück. «Hast du eigentlich die Ehe mit Luana schon vollzogen oder wartest du zum ersten Mal in deinem Leben auf die Nacht nach der Trauung?», fragte sie, jetzt wieder mit der kalten Überheblichkeit, mit der sie ihn schon begrüßt hatte.

«Von einer Heirat sind wir weit entfernt.»

«Nicht, wenn es nach Othas geht. Er will deine Ehe, Vaters Anweisungen entsprechend, sobald wie möglich in die Wege leiten.»

«Soll er machen», raunzte Joschua.

«Das wird er. Man sagt sich aber, dass die Tochter unseres Partners alles andere als eine heiratswerte Frau sein soll: dem Banalen sehr zugetan, keine gute Hausdame, noch weniger Geschäftsfrau und vom südländischen Zuckergebäck dick geworden. Zudem ist sie erst im nächsten Jahr mannbar.»

«Nichts, was man nicht mit Handwerkerstöchtern überbrücken kann.»

«Ich vergaß: So sehr du schon immer ein Frauenheld warst, so war die Treue auch noch nie eine deiner Tugenden, wie wir ja seit Alexandra wissen. Das arme Mädchen hat übrigens vor zwei Jahren geheiratet, den ältesten Müllerssohn, und inzwischen selbst eine Tochter bekommen. Angeblich spricht sie ab und zu noch von dir, natürlich nur Schlechtes.»

Joschua nahm noch einen letzten Schluck Wein, dann sagte er: «Wenn ich nur mit dir trinke, weil du mich wieder in den Sarg ziehen möchtest, gehe ich jetzt lieber auf mein Zimmer oder lasse mich von unseren Gästen begrüßen.»

Sie kicherte. «Nun sei doch nicht gleich so empfindlich. Ich spotte doch nur ein wenig.»

«Woran ist Vater gestorben?», fragte Joschua, um endlich das Thema zu wechseln. «Im Brief stand nur etwas von Erlösung nach langer Krankheit.»

Clara starrte ihn einen Moment lang nur an. «Das war eine Lüge», gab sie schließlich zu. «Othas meinte, so würde sein Tod nach etwas Gnadenvollem klingen. In Wirklichkeit ging es sehr schnell. Zuerst war es wohl nur ein Stechen in der Magengegend – Vater beschrieb es als ein Feuer in seinem Bauch –, aber sehr bald litt er unter furchtbaren Schmerzen. Er konnte kaum noch etwas bei sich behalten und wenn, wurde es als weißer Schleim ausgeschieden.»

«Weißer Schleim?»

«Sein Nachttopf war voller weißer, nach Fisch riechender Suppe. Gleichzeitig kehrte der Schmerz das Allerschlechtesteste in ihm nach außen: Schon am zweiten Tag verfluchte er jeden, der ihm gerade einfiel und prügelte sogar auf Othas oder die Diener ein, wenn sie versuchten, ihn zu füttern oder zu waschen. Die Nächte verbrachte er mit Brüllen, bevor er dafür zu schwach wurde. Am vierten Morgen ist er dann an seinem Erbrochenen erstickt.»

«Mein Mitleid hält sich in Grenzen», bemerkte Joschua mit aller ihm gebotenen Bösartigkeit. Das Gefühl der Befriedigung, das er sich nach dieser Geschichte erhoffte, wollte jedoch nicht einsetzen – was ihn erstaunte. Er hatte dem Vater ein Leben lang gewünscht, er möge elendig verrecken und nun, da es schließlich geschehen war, empfand Joschua nichts.

Clara erzählte weiter: «Der Medicus meinte, es wäre ein Gallendurchfall gewesen. Vater hatte jedoch kein modriges Wasser oder fauliges Fleisch zu sich genommen. Ich sage, es war der Hass, an dem er letztendlich erstickt ist. Wir haben das Bett und seine Kleider natürlich trotzdem verbrannt.»

Damit war alles gesagt. Bruder und Schwester schwiegen sich einen weiteren Moment nur an.

«Was war in seiner ach so wichtigen Schatulle?», fragte Joschua, weil er es fragen musste. Die Schatulle war das große Rätsel ihres Vaters, für dessen Lösung sich Joschua immer am wenigsten interessiert hatte.

Clara zuckte mit den Schultern. «Gute Frage. Othas wird sie wohl morgen öffnen. Aber was wird Vater schon darin versteckt haben? Mutters herausgeschnittenes Herz?»

«Eher das seine.»

Sie sprachen nicht mehr lange, aber ausführlich genug, um Joschua zu verdeutlichen, dass sich auch nach Vaters Tod nichts geändert hatte. Alles war an seinem alten Platz: nicht nur die Teppiche, die Öllampen, die morsche Diele am anderen Ende des Ganges, auch der Vater jagte immer noch durch die Flure.

Joschua ging wenig später zu Bett, konnte aber lange nicht einschlafen. Wieder hier zu sein, das war, als hätte man ihn zu einem Bären in den Käfig gesperrt. Er wollte nur noch weg. Er überlegte sogar, sich davonzuschleichen, sich im Posthof am Tor einzumieten und erst am Mittag wiederzukommen.

Am Vormittag des nächsten Tages saßen Joschua und seine vier Geschwister im Arbeitszimmer des Vaters, wo sie auf den Notar warteten, während dieser seine Unterlagen auf dem Schreibtisch vorbereitete.

Das Zimmer, von dem aus sein Vater die vielen Konvois geleitet und dirigiert und Geschäfte bis zu den Südgestaden hin gemacht hatte, wirkte überhaupt nicht wie der Thronsaal eines erfolgreichen Kaufmanns, sondern wie die Kammer eines einfachen Schreibers: Es gab nur einen schlichten Schreibtisch, darauf Schreibutensilien

und Kerzen für die Nacht. Die Wände waren nackt und der einfache Stuhl hätte genauso gut in der Küche stehen können. Alles hier erzählte von einem Mann, der für nichts anderes als seine Geschäfte gelebt hatte.

In diesem Kerker sammelten sich nun die Nachkommen des ehemaligen Insassen: Ganz vorne saß Joschuas Bruder Othas, der die Führung der Kaufmannsfamilie erben würde: ein Riese von einem Mann mit vollem Bart und grimmigem Blick. Auf ihn folgten Clara und ihr unsympathischer Ehemann.

Das dritte Kind war die streitsüchtige Magdalena, deren feuerrotes Haar sehr gut zu ihr passte: Sie widersetzte sich schon als kleines Mädchen jedem, ging niemals einem Streit aus dem Weg und tat ohnehin stets, was sie wollte. Manchmal verschwand sie spurlos für Wochen. Wenn sie dann von ihren Ausflügen zurückkehrte, mit Dreck im Gesicht, als habe sie in der Gosse gelebt, schüttelte Vater bestenfalls wortlos den Kopf und ging auf jemand anderen los. Aus gutem Grund: Ignoriert zu werden war Magdalenas Schwachpunkt.

Das vierte Kind, Eduard, war der Inbegriff eines Kaufmanns: stocksteif, distanziert, stets gelangweilt und nur an Zahlen und Rechnungen interessiert. Joshua hatte noch nie erlebt, dass er jemals eine Frau – seine Gattin eingeschlossen – auch nur angefasst oder ihr nachgeschaut hätte. Dementsprechend kursierte schon lange das Gerücht, Eduards einziges Kind wäre von Othas gezeugt worden.